

## 7. Das Deutschlum in Nicaragua.

Ein Weckruf.

Die Nummern 45 und 46 des „Export“ enthalten in einem trefflichen wirtschaftlichen Aufsatz über Nicaragua von Dr. C. Rothschild so allgemein wichtige und das Geheimnis wirtschaftlicher Erfolge im Auslande berührende Ausführungen, daß wir aus dem Inhalte dieses Artikels einige charakteristische Stellen berühren, den Schluß aber wörtlich wiedergeben wollen, weil er uns Deutsche so nahe angeht, daß es in der That schade wäre, wenn er von jemand ungelesen bliebe.

13 Jahre, sagte R., habe ich in dem Lande gelebt und es von Jahr zu Jahr mehr lieben gelernt, nachdem ich schon die Welt durchreist, alle Erdteile gesehen und fast alle spanisch-amerikanischen Republiken gestreift hatte. Und er faßt gleich anfangs sein Urteil in der Charakteristik zusammen, in die sich alle Beobachtungen unterbringen lassen: Nicaragua ist ein schönes und ein reiches Land, rein tropisch, von einer fast rein indianischen, kulturell rückständigen, moralisch unentwickelten, aber intelligenten Rasse bevölkert. Ganz besonderes Interesse können seine Ausführungen über die Bevölkerung beanspruchen, die in mancher Beziehung für die süd- und mittelamerikanischen Staaten überhaupt, nicht allein für Nicaragua Gültigkeit haben.

Infolge seiner Landesnatur hat aber Nicaragua die am meisten sich der indianischen Urbevölkerung nähernde Einwohnerschaft, und hier wie auch anderswo finden wir die Tatsache verzeichnet, daß zwar die Mischlinge sich himmelhoch über den „pobre indio“ erhaben dünken und von ihnen nichts wissen wollen, in Wirklichkeit aber ebenso tief unter ihnen stehen. R. hält den reinen Indianer trotz aller Trägheit für ein vortreffliches Kulturelement, so daß wir auch von diesem Lande sagen könnten, daß der Eingeborene seinen größten Reichtum ausmacht; leider aber kommen nur zwei Bewohner auf den Quadratkilometer. Wenn von diesem Indianer auch gesagt wird: daß er nur arbeitet, wenn er mag, und in alle Ewigkeit, dieselben Muster von Hüten, Hängematten, Kokosbechern, Kalabassen, Stricken, Pferdezaumzeug, Tonwaren, Kinderspielzeug usw. wiederholt, die er zur Zeit der Konquista herstellte, nur daß er die schönsten und wertvollsten schon vergessen habe, ist das nicht im Grunde doch eine hohe Anerkennung bei der Verkommenheit der Mischlinge und der wenigen wie jene dünnlichen und ebenfalls gesunkenen Kreolen, welche die Herrschaft ausüben? Nicht minder wird von dem Verfasser diesen Indianern in Uebereinstimmung mit Sapper, Charakter und Intelligenz zugeschrieben, das Letztere nicht bloß dem männlichen Geschlecht: „Das Dienstmädchen, welches aus dem Rancho kommt, wo es weder Möbel noch Gardinen, noch Eßgeschirre, noch Gläser oder Lampen gesehen hat, bewegt sich nach

drei Tagen in alledem umher, als sei es darin geboren. Wer denkt da nicht an die Verzweiflung unserer Hausfrauen, wenn eine frische Sandpomeranze ankommt?“

Daß mit einem solchen Volksmaterial, so fährt der Verfasser abschließend fort, eine blühende Zukunft zu erwarten steht, ist sicher. Denn bei der ungeheuren Vermehrung der Menschen in den gemäßigten Zonen werden die tropischen Produkte immer mehr im Werte steigen. Allerdings eignet sich das Land nicht für Auswanderung von Bauern oder Kleinbürgern; vereinzelte Versuche der Art sind stets fehlgeschlagen. Wir können nur zwei Sorten von Leuten brauchen, einmal junge Leute mit kaufmännischer oder landwirtschaftlicher Bildung, die kräftig energisch und ausdauernd sind; sie werden stets vorwärts kommen, sich nach relativ kurzer Zeit selbständig machen können und mit der Zeit ein ganz hübsches Vermögen erwerben. Ich meine, es müßte ein idealer Gedanke für einen mittellosen jungen Mann sein, hier im Haciendabetrieb, im prächtigen Lande, sein Leben reichlich verdienen und alle zwei bis drei Jahre auf einem der vielen, wunderschönen Wege eine Reise von mehreren Monaten nach Europa machen zu können.

Die andere Sorte sind die Prospektors, Agenten, die sich auf eigene Faust oder als Vertreter von Kapitalisten und Kompagnien das Land ansehen, einen geeigneten Platz aussuchen und sich nun unter die Regierung stecken, um mit Hilfe der Konsuln und durch geschickte persönliche Diplomatie Konzessionen herauszuholen, für die in solch unentwickeltem Lande reiches Feld ist, und die sich bei genügender kapitalistischer Beteiligung und verständiger Diplomatie — ich wiederhole das nochmals — zu hohen Gewinnen für die zu Hause sitzenden Geldgeber und zu Absatzquellen für die heimische Industrie entwickeln müssen.

Die erste Art hat die angesehenene Stellung der deutschen Kolonie im Lande und die erste Rolle geschaffen, die sie lange Jahre hindurch gespielt; das Fehlen der zweiten hat ihr dieselbe genommen.

Zur Zeit, wo die deutschen Kaufleute und Pflanzler durch den Sturz des Silberkurses und die Kaffeekrisis schwer betroffen wurden, wo die Hamburger Gläubiger ihre Moratoriumsherzen weit ausdehnen mußten und zu viel Beklemmung empfanden, um deutsche Banken, die bis dahin unbeteiligt waren, zur Nachfolge aufzumuntern; zur Zeit, wo unsere Konsulatsberichte alles grau in grau malten und vor Unternehmungen in diesem geschlagenen Lande warnten, kamen die amerikanischen Konzessionsjäger an, ein paar tausend Lose Dollars in der Tasche und festen Wagemut im Herzen; sie verhandelten lange mit ihrem Konsul, machten Reisen durch das Land, tafelten mit den Ministern, luden den Präsidenten ein, machten seiner Frau oder dem Hospital ein Geschenk, das in sämtlichen Zeitungen ausposaunt wurde, wohnten im ersten Hotel in den Staatsräumen, luden jeden Amigo zum Cocktail ein, und das Resultat? — Eine Konzession nach der andern!

Der eine schlägt allein die prachtvollen Mahagonibäume in

einem Terrain, groß wie ein Fürstentum; der andere darf allein Kautschuk in einem großen Gebiet anzapfen und exportieren; der dritte bekommt die alleinige Schifffahrt auf einem der vielen kleinen, aber wasserreichen Küstenflüsse; der vierte schafft elektrische Beleuchtung; der fünfte baut eine Hasenmole; der sechste liefert Eis mit neuem elektrischem Betrieb; der siebente baut ein Schlachthaus u. s. w.

Und das ist denn der Grund, daß der Deutsche zurückgeht und vielleicht lieber als gutbezahlter Clerk in den amerikanischen Office ein angenehmes Leben führt, als unter Entbehrungen sich zur Selbständigkeit, zum Handelsherrn, zum Pflanzler, zur Leitung großkapitalistischer Unternehmungen emporzubringen. Allein das Geld?

Gewiß nicht; es ist die Energie, hinter der wir in die zweite Linie zurückweichen, der Mangel an Selbstbewußtsein und an patriotischem Stolze bei uns.

Wir haben uns stets ein Verdienst daraus gemacht, andere Nationen haben es uns stets vorgeworfen, daß wir so leicht im anderen Volkstum aufgehen und uns seinen Wünschen und Sitten anschmiegen; unsere lange politische Knechtschaft ist wohl schuld, daß wir uns so leicht und gerne unterordnen.

Wir nehmen an, daß es wenigstens dazu gut sei, um weiter zu kommen.

Nun zeigen uns aber die Amerikaner, daß es auch anders geht. Der Prospektor geriert sich als der rücksichtsloseste Amerikaner, spricht womöglich kein Spanisch und unterhält sich mit dem Minister sehr lebhaft durch den Dolmetscher über die Größe seines Vaterlandes, über das kolossale Kapital, das er hinter sich hat, über die großen Männer, die ihn stützen und die schon diese und jene großen Unternehmungen durchgeführt; er sagt ruhig und weist es nach die Konzession sei sein Vorteil, aber der des Ministers und des Landes auch; zu seinem 4. Juli lädt er Präsidenten und Minister, Konsuln und fremde Kolonisten ein, und während der Sekt knallt und die Raketen zischen, während die Musik erdröhnt und das Volk draußen vor Freude lärmt und sich des Lärmes freut, steigt ein Toast nach dem anderen auf das Wohl der großen Republik zum Himmel empor.

Dies Selbstbewußtsein, dies rücksichtslose Zurschaetragen des Gefühls der Ueberlegenheit imponiert den Völkern mit schwachem Willen, und was der Deutsche früher in jahrzehntelanger geduldiger Arbeit, durch Bescheidenheit, Selbstüberwindung und Nachgiebigkeit unter Dämpfung, wenn nicht gar Verleugnung seiner patriotischen Empfindungen mühsam erreicht, nämlich sich seine Stellung in seiner neuen Heimat zu erringen, das schafft heute der Amerikaner in wenigen Monaten durch seine Energie unter ostentativer Wahrung seiner nationalen Würde.

Die Krankheit habe ich damit aufgedeckt. Ob es dafür ein Heilmittel gibt? Quien sabe? —

In der That, es ist eine schlimme deutsche Krankheit, von der

hier gesprochen wird, und in den Folgeerscheinungen rächt sich bitter die Selbstentäußerung des eigenen Wesens, also des Besten, was der Mensch besitzt.

Doch der Schaden ist erkannt. Sollte da nicht die Hoffnung bestehen, daß es anders werde? Mancherlei Anzeichen sprechen dafür; eine Besinnung auf sich selbst, eine steigende Selbstachtung ist doch wohl überall, wenn auch vielleicht in ungleichem Grade, bei den Deutschen im Auslande zu beobachten. Das Schillerjahr hat es gezeigt, und mit zuversichtlicherem Blicke sehen wir in die Zukunft, wenn wir des in jenen Tagen zum Ausdruck gekommenen nationalen Stolzes unserer Volksgenossen gedenken. Wir erkennen den Willen, deutsch zu fühlen, zu denken, zu handeln; drum dürfen wir hoffen und erwarten.

Aber — und das sei ein Wunsch, der im Grunde eine selbstverständliche Forderung sein darf —: Möchten doch auch die besten Vertreter Deutschlands allüberall im Auslande ihre Aufgabe recht erfassen und ein Hort des Deutschtums sein, es einend und leitend, zu Schutz und Hilfe stets bereit, ob es sich um geistige oder materielle Güter, um Schule und Bildung oder um wirtschaftliche Interessen handelt! Dann ist uns um die zukünftige Stellung des Deutschtums in der Welt nicht bange — trotz des unaufhaltsamen Vordringens der Vereinigten Staaten nach Mittel- und Südamerika.



Deutsche Ansiedler in Nicaragua.